

Wolfgang Czesla

Staffellauf

(Roman)

Dr. Wolfgang Czesla
Katharinenstraße 6
D- 45131 Essen
Tel.: 0201 1768520
Mobil: 01520 4540200
E-Mail: wolfgangcz@web.de
Website: firwitz.de

Die Musik ist eine schöne Zierde,
vorzüglich für Personen auf einer
solchen Stufe des Glückes wie Sie.

[Quelle des Zitats unauffindbar]

Fahrig, lax, frivol und wischig
Ist die große Alterskunst –
Gräßlich ist der ganze Dunst.

[Paul Scheerbart]

1 What are we living for? (Ouverture)

Der Regen fiel, als würde es ihm ein stilles Vergnügen bereiten, auf den Bürgersteig vor der Lortzingstraße Nr. 16, einer Sackgasse. Stoyke stand am Fenster, in der Hand den Nassrasierer, und überlegte, was er anziehen wollte. Schaum tropfte aufs Parkett. Sackgasse, *Dead End Street*. Er hatte plötzlich den Song der Kinks im Kopf, einen Hit aus seiner Jugend. Er war damals zwölf und entdeckte für sich den Beat und Swinging London. Die erste Single, die er nach den unvermeidlichen Kinderschallplatten besaß und zu der er im elterlichen Wohnzimmer herumhopste und die Arme in die Höhe warf. *Dead End Street (Yeah!)*. Er summte das Lied mehr innerlich als tatsächlich, damit ihm die Klinge nicht ins Kinn schnitt. Von seinen Kollegen war es allenfalls Prodekan Schnabel, der beim Beat der mittleren bis späten Sechziger mitreden konnte – abgesehen davon, dass der nicht mit ihm redete, sondern höchstens gelegentlich einen bissigen Kommentar von sich gab. Danach räusperte er sich meistens kurz, als hätte er zu viel gesagt. Vielleicht wäre seinem Vorgesetzten zu dem Song nur die eine Zeile eingefallen: *What are we living for?* Die Kinks sangen von Arbeitslosigkeit, einem Riss in der Zimmerdecke, einem undichten Spülstein. In einer Ecke von Stoykes Altbauwohnung gab es ebenfalls einen Schaden, gelbliche Spuren eines eingetrockneten und lange Zeit von ihm unbemerkten Wasserfleckens, jedoch nur, weil er sich nicht die Zeit nahm, Dinge in Ordnung zu halten, nicht aus Geldmangel, und sie konnten seine gute Laune beim Rasieren, die grundlose Fröhlichkeit, die ihn manchmal morgens überkam, nicht ernsthaft angreifen.

Stoyke wohnte am oberen Ende der Sackgasse. Für Autofahrer ging es hier nicht weiter; Fußgänger und Radfahrer jedoch gelangten wahlweise über wenige Stufen oder einen barrierefreien Serpentin-

weg durch einen kleinen Park auf die belebte Hauptstraße. Die Bezeichnung Park war geschmeichelt; es war eher eine Art Böschung, bewachsen mit Rhododendron und anderen Büschen, die seine Wohngegend vom Verkehrslärm etwas abschirmten. Stoyke war über diesen Weg schnell am S-Bahnhof und – wenn sowohl er als auch der Zug pünktlich waren – zehn Minuten später in dem schönen Viertel mit der Musikhochschule. Er wischte mit der Hand den in sich zusammengefallenen Schaum vom Boden; er müsste mal wieder putzen; das vorige Mal dürfte zwei Monate her sein.

Durchs Erkerfenster sah er den Müllwagen, eine bedrohliche orangefarbene Masse, die sich langsam, aber stetig, an parkenden Autos entlang in die Sackgasse vorschob. Nachbarn, die kurz zuvor mit ihren Wagen optimistisch aus den Hof- und Garagenausfahrten gebogen waren, um ihr Tagwerk zu beginnen, legten nach einer kurzen Irritation den Rückwärtsgang ein, wichen vor dem Ungetüm zurück, einer nach dem anderen, drei Fahrzeuge, und verharrten in ihren Startluken, bis die Müllabfuhr an ihnen vorbeigeschaukelt war. Eine witzige Choreographie der Unentschlossenheit und Ungeduld. Wie das Ganze orchestrieren? Was hätte ein Nino Rota aus einer solchen Szene gemacht? Stoyke geriet in feierliche Stimmung, und würden ihm die Kinks mit ihrem Ohrwurm nicht dazwischenfunken, womöglich könnte er aus dem Beobachteten ein neues, ein geradezu hymnisches, Orchesterstück gestalten; Titel: *Am oberen Ende der Sackgasse*. Er schlug nach einer Kleidermotte, ohne sie zu erwischen.

Unter der Dusche war er begeistert von der Idee; die Begeisterung steigerte sich, je länger er darüber nachdachte. Es gab in der Lortzingstraße auch das untere Ende, wo sich das Pflegeheim befand. Dort war die Ausfahrt aus der Sackgasse nicht nur zweimal wöchentlich vom Müllwagen blockiert. Immer öfter – so kam es ihm vor – hielt dort ein Rettungsfahrzeug. Dann dauerte es eine Weile, bis zwei Sanitäter mit einer meistens belegten Trage aus dem Heim kamen und

einen Kranken abtransportierten. Seltener, so sein Eindruck, brachten sie jemanden zurück. *People are dying on dead end street*, hörte er die Kinks in seinem inneren Ohr, und alle Bandmitglieder: *Dead end!* Manchmal standen dort auch Möbelwagen oder Kleintransporter, wenn neue Bewohner einzogen oder wenn ein Zimmer geräumt werden musste, was in den anderen Häusern der Straße fast nie der Fall war; wer hier wohnte, richtete sich auf viele Jahre ein, wenn nicht fürs Leben. Stoyke konnte sich nur immer wieder dazu beglückwünschen, damals die Wohnung in der ersten Etage gemietet zu haben, die mit dem Erker. Von hier aus hatte er die gesamte Straße im Blick. Und mehr noch beglückwünschte er sich, kein Autofahrer zu sein.

Angesichts des Wetters war er falsch gekleidet, das wurde ihm klar, kaum dass er das Haus verlassen hatte. Um den Sommeranzug vor dem Nieselregen zu schützen, hatte er den Trenchcoat übergezogen. Er schwitzte. Andere Männer gingen in Hemden und mit Regenschirm, wo auch immer sie ihre Papiere und Plastikkarten, die ein Mensch so bei sich trug, untergebracht haben mochten. Manche in Rucksäcken. Stoyke wollte nichts, das auf seinen Rücken drückte, und hatte gern die Hände frei; keinen Schirm, keine Tasche, daher die Entscheidung für Trenchcoat und Mütze. Auf dem Weg zur S-Bahn hing er den Gedanken nach, die ihm beim Rasieren und unter der Dusche gekommen waren. *Dead End*. Er liebte den Gedanken, und er spürte, dass der Gedanke auch ihn liebte. Die Tatsache, dass er sich als Musiker – anders als so viele seiner Kolleginnen und Kollegen – nicht in einer prekären Lage befand, bedeutete keineswegs, dass der Begriff Sackgasse in einem anderen Sinne nicht auch auf seine Situation zutraf. Er verdankte es schließlich nur einem glücklichen Zufall, dass die Professur damals an ihn gegangen war. Auf dem freien Markt würde er sich mit dem, was er machte, niemals behaupten können.

Nein, eine Sackgassen-Existenz traf auf ihn in gänzlich anderer Hinsicht zu. *What are we living for?*

Er war der einzig Übriggebliebene in der Familie. Mit ihm riss der Faden der Genealogie ab. Es gab keine Nachkommen, zumindest nicht im physischen Sinne. Das war so nicht von ihm geplant. Er hätte sich ja nicht gerade an dem Namensgeber seiner Straße orientieren müssen, Lortzing, mit seinen elf Kindern, von denen nur sechs das Erwachsenenalter erreichten. Aber wenn man ihn als Zwanzig- oder Dreißigjährigen gefragt hätte: Ja, zwei oder drei Kinder gehörten zu Stoykes Konzept.

Ein an eine mittelalterliche Wehranlage erinnernder überdachter Holzsteg, dessen Lack abblätterte, führte über die Gleise. Durch die von der Witterung getrübbten Glasscheiben sah er die S-Bahn einfahren. Er legte einen Spurt ein, wetzte die Treppe hinunter, und es gelang ihm, gerade noch rechtzeitig einen Fuß in die Bahn zu stellen, bevor sich die Automatiktür vollständig schließen konnte. Drinnen war es klimatisiert, gut so, denn die Stoffschichten, die der Regen nicht erreichen konnte, waren von seinem Schweiß durchnässt.

Es war ihm heute unmöglich, während der S-Bahn-Fahrt zu lesen. Stoyke, der die morgendliche Rasur als ein kleines Präludium für den ganzen Tag betrachtete, konnte sich auf äußere Anregungen nicht einlassen. Das Thema des Tages war ihm vorgegeben. Sein Leben als Sackgasse, ein Geschenk, das er nicht verspielen durfte. Vielmehr, mit dem er spielen musste, in verschiedenen Variationen. In der Zeit, als er privat krankenversichert war, entwickelten seine Ärzte immer wieder Ideen, welche Leistungen sie seiner Versicherung in Rechnung stellen könnten. So fragte ihn aus heiterem Himmel einmal ein Urologe, den er zur jährlichen Vorsorgeuntersuchung aufsuchte, ob Stoyke jemals an eigene Kinder gedacht hätte. Stoyke bejahte. Ob er sich denn sicher sei, dass er überhaupt Kinder zeugen könne, fragte der Arzt, während er routiniert einen Abstrich machte. Stoyke verneinte.

Wollen wir demnächst mal die Spermien zählen? Stoyke war einverstanden. Nach einigen Minuten, während derer der Urologe mit Ultraschall die Größe seiner Nierensteine bestimmte, kam er auf das Thema zurück. Haben Sie denn einen akuten Kinderwunsch? – Nein, einen chronischen, sagte Stoyke.

Erst nach dem Verlassen der Arztpraxis fiel ihm auf, dass seine Antwort auf ziemlich viele seiner Bedürfnisse zutraf. Die meisten seiner Wünsche waren chronisch, aber selten akut. Sein Streben nach Anerkennung als Komponist, sein Bedürfnis, eine Frau in seiner Nähe zu spüren, sein Wunsch nach Kindern. Alles war latent vorhanden, aber selten forderte irgendetwas mit Vehemenz seine Verwirklichung. In dem Nachrichtenmagazin, das er seit vielen Jahren las, begann er die Lektüre regelmäßig mit den Nachrufen. Sie waren immer nach demselben Schema aufgebaut. Nachdem an die besondere Lebensleistung der prominenten, oft aber weitgehend vergessenen, Person erinnert worden war, folgte im letzten Satz die Information über den Zeitpunkt des Todes und – soweit bekannt – die Todesursache. Eine Formulierung hatte sich ihm besonders eingeprägt, wenngleich er schon nicht mehr wusste, um welchen Verstorbenen es sich damals gehandelt hatte: Er starb, weil niemand zur Stelle war, der ihm hätte auf den Rücken schlagen können, als er sich an einer Fischgräte verschluckte. Das, dachte Stoyke, wäre ein Beispiel, weswegen sich sein chronischer Wunsch, eine Frau in seiner Nähe zu haben, in einen akuten verwandeln könnte. Aber auf eine solche Eventualität sein Leben aufbauen? Womöglich verschluckte er sich nie an einer Gräte, und dann hatte er jahrelang vergeblich die Wohnung mit einer zweiten Person geteilt. Tragischer noch: Die Frau wäre zwar anwesend, versäumte es im entscheidenden Moment jedoch, ihm auf den Rücken zu schlagen. Aber die schlimmste Variante wäre, wenn sie sich verschluckte und er nicht geistesgegenwärtig das Richtige tat und für den Rest seines Lebens ihren Tod zu verantworten hatte. Vielleicht wäre

ein Hausnotruf bei den Johannitern die einfachere Lösung. Wenn er eines Tages nicht mehr seiner Arbeit nachginge, wollte er sich darum kümmern.

Mit einer Frau erging es ihm meistens so: Wenn sie nicht da war, wünschte er sie sich herbei. War sie da, hinderte sie ihn am Komponieren. Seine lang gehegte Überzeugung, eine imaginäre Frau sei für ihn das Richtige, bestätigte sich immer mehr. Die konnte ihm zwar im Notfall nicht auf den Rücken klopfen. Aber sie erschien nie ungerufen und verschwand protestlos, wenn er sie nicht mehr benötigte. Zwar konnten sich auch imaginäre Wesen einem Menschen aufdrängen, doch das war ihm bisher nur selten passiert.

Die Entscheidung für eine Frau, eine reale, war leider essentiell in der Kinderfrage. Wären Menschen, wie manche Tierarten, zur Parthenogenese fähig, einer Fortpflanzung mit sich selbst, er hätte sich vermutlich zu irgendeinem Zeitpunkt – er wollte jetzt nicht darüber nachdenken, wann das hätte gewesen sein können – für ein Kind entschieden, und womöglich später für ein zweites und eventuell auch drittes. Er dachte an seine Kollegin Lisa, die er gleich sehen würde, und wie sie einmal zu ihm sagte, Kinder zu haben, da weiß man doch, wofür man das alles macht.

Fast wäre er nicht rechtzeitig ausgestiegen. Er drängte sich an den Einsteigenden vorbei. In dem netten Stadtviertel sah es aus, als hätte es nie geregnet. Stoyke kam sich lächerlich vor mit Mantel und Mütze; schon der leichte Sommeranzug war viel zu warm.

2 Musik und Klima (con durezza)

Lisa hatte ihre Sprechstunde bereits beendet, als er ins Büro kam.

Termine legte sie gern früh, um neun Uhr morgens, lieber noch um acht, aber da wollte kaum jemand. Denn, so ihre Auffassung, ein Termin um elf, dann ist ja der gesamte Tag zerstört.

Vielleicht wollte Stoyke genau das, den Tag zerstören. So hatte er immer eine Ausrede, warum er zu nichts kam, warum die meisten seiner Kompositionen Fragmente blieben, sofern sie überhaupt über das Stadium der Idee hinausgelangten. Wie jeden Tag, unabhängig vom Klima, bereitete er sich zuerst eine Kanne Tee.

Vom Innenhof klangen schnelle Läufe. So etwas hatte zu seiner Studienzzeit niemand fertiggebracht. Die Studentinnen und Studenten wurden immer besser, quälten sich auch mehr. Der Wettbewerb hatte sich verschärft. Rachmaninoffs 4. Klavierkonzert, würde er vermuten, natürlich nur der Pianopart, ohne Orchester. Ein eifriger Student, der sich wie so viele seiner Kommilitoninnen und Kommilitonen Mühe gab, nicht nur zu den Besten seiner Generation zu gehören, sondern auch das Publikum zu erobern. Wohin sollte das noch führen? Stoyke brauchte weder Publikum noch Wettkampf. Er hatte sein monatliches Gehalt und machte sein Ding.

Eigentlich waren die Übungsräume sehr gut schallisoliert, aber bei den sommerlichen Temperaturen stand überall ein Fensterchen offen. Das Durcheinander verschiedenster Instrumente drang in den Innenhof der alten Abtei. Hörte er da eine von Rossinis *Péchés de vieillesse*, den sogenannten „Alterssünden“? Wer spielte das denn, und warum? Immer andere Anregungen. Ein Privileg, sein Büro in den alten Gemäuern zu haben, wengleich es im Sommer unterm Dach richtig heiß werden konnte. Und natürlich war alles viel zu eng. Als die Musikhochschule vor Jahrzehnten hier einzog, gab es nicht halb so

viele Mitarbeiter und auch nur den Bruchteil der heutigen Zahl an Studierenden; da hatte noch jeder Professor sein eigenes Büro.

Prodekan Schnabel kam herein, und mit einem Blick auf die dampfende Glaskanne fragte er, Ist Ihnen kalt?

Lung Ching, sagte Stoyke. Chinesischer Grüner.

Schnabel blickte eingeweicht, verschwörerisch, als hätte Stoyke ihm Schwarzer Afghane oder Grüner Marokkaner zugeflüstert.

Aber weswegen er hereingekommen war: Wie hieß doch gleich der Kollege aus Basel? Hatte er seine Adresse dagelassen?

Lisa war schneller; sie hatte die gewünschten Daten im PC schon gefunden, als Stoyke noch suchte, las Name und Adresse vor, während Stoyke notierte und dem Prodekan den Zettel reichte. Sehen Sie, wie gut meine Kollegin und ich uns ergänzen?

Die eine kann lesen, der andere kann schreiben, sagte Schnabel, deutete ein Räuspern an und ging ab. Paukenschlag und Becken.

Lisa verdrehte die Augen. Wir sind doch nicht seine Lakaien.

Stoyke fand solche Auftritte eher lustig. Schnabel war eigensinnig, wie alle hier, das gehörte dazu. Heute hätte er seinen Chef gern auf dessen Erinnerungen an die Kinks angesprochen.

Eigentlich musste er sein Seminar vorbereiten. Lisa war in solchen Dingen viel gewissenhafter. Ihm machte es weniger aus, den Studierenden hin und wieder etwas Falsches zu erzählen. Bei kritischen Nachfragen redete er sich zwar manchmal um Kopf und Kragen, aber bisher hatte er noch immer einen Dreh gefunden, wie er auf die eine oder andere Art Recht behielt. Es kam auch vor, dass die Studierenden mit Fragen an ihn herantraten, die er gern gestellt bekam, wie neulich der Chinese, der den Unterschied zwischen einer Passacaglia und einer Chaconne erklärt bekommen wollte. Seine Frage passte gar nicht in die Stunde; der Kollege aus dem Fach Musikgeschichte wäre dafür eher zuständig gewesen, aber Stoyke war glücklich, dem Studenten antworten zu können. Gemäß einer älteren

Beschreibung, sagte Stoyke, komme die Passacaglia mattherziger daher, man könne auch sagen, zärtlicher. Rückblickend fragte er sich, ob mattherzig und zärtlich wirklich Synonyme waren. War sein Blick mit dem Nachlassen der Leidenschaften zärtlicher geworden?

Ich geh mal was essen, sagte Lisa und verließ ihren mit Noten und Bücherstapeln zwischen Monitor, Tastatur und Telefon völlig überladenen Schreibtisch in der gemeinsamen Dachkammer. Es war gerade einmal zwölf Uhr. Die tüchtige Lisa kam früh, aß früh zu Mittag und ging früh nach Hause. Stoyke war in allem das Gegenteil. Morgens fand er nie einen Anfang und abends kein Ende. Einige Male hatte er bemerkt, wenn Lisa sich mit den Worten, sie gehe etwas essen, in die kleine Küche zurückzog, dass sie dort gar nichts aß, sondern ungestört telefonieren wollte. Wenn er dann hereinplatzte, um Tee zu kochen, hörte er sie in besorgtem Ton über ihren Sohn Noah sprechen und zog sich diskret zurück.

Kinder zu haben, da weiß man doch, wofür man das alles macht. Ihre Bemerkung ging ihm nicht aus dem Kopf. Stoyke machte „das alles“ seit Jahrzehnten, ohne Kinder zu haben. Klaglos. Zuweilen begeistert. Wozu? Um Geld zu verdienen. Wozu Geld haben müssen? Um zu überleben. Und warum musste er leben? Lisa hatte für sich die Antwort gefunden. Für Noah. Vermutlich, dachte er, ist es tatsächlich unsere kreatürliche Aufgabe, das Leben von Generation zu Generation weiterzureichen – wie bei einem Staffellauf. Man reicht den Stab weiter und darf aufhören zu laufen. Dann muss sich der Nächste die Frage stellen, warum er das alles macht. Ein serielles Ankämpfen gegen das Nichts, seit Jahrmillionen.

Von wegen „aufhören“ könnte Lisa antworten. Seit Noah da ist, fängt die Lauferei erst an. Vorher, das war alles pures Vergnügen, Partys, dumm rumquatschen, alles ohne Notwendigkeit, ohne Verantwortung. Ne, du übergibst keinen Stab, du läufst neben deinem Kind her, und es ist kein Ende abzusehen.

Lisa machte sich Sorgen, weil ihr Sohn noch immer nicht sprechen wollte oder konnte. Sei doch froh, war es ihm einmal herausgerutscht. Anderen Müttern plappern die Kinder zu viel. Wenn jetzt noch dein Mann verstummt, ist dein Glück perfekt. Du bist nicht allein und hast trotzdem Ruhe zum Komponieren, Forschen und deine Artikel zu schreiben.

Lisas Blick hatte ihm klargemacht, er war zu vorlaut gewesen. Ihren Mann hatte er nur einmal gesehen, wusste nicht, wie viel oder wenig er redete. Und Noahs Entwicklung beunruhigte sie. Das war nicht normal, mit vier Jahren. Sie war mit dem Kind schon bei allen Fachärzten und brachte ihn drei- oder viermal pro Woche zu einer Logopädin. Stoyke wünschte sich, er selbst wäre damals rechtzeitig verstummt.

Aber nun hatte er sein Thema für die Seminarstunde gefunden, die gleich begann. Er brauchte immer nur ein Thema, er war Musiker genug, um zu improvisieren. Das, was er mit der Klarinette und am Klavier beherrschte, einfach aufs Sprechen anwenden.

Ich habe nicht zuerst eine Melodie. Ich bin kein Melodiker. Da ist zunächst die Idee. Das kann eine musikalische sein, muss aber nicht. Eine Idee, irgendwoher, woher Ideen so kommen mögen. Aus dem Alltag, aus einer Unterhaltung mit Freunden, aus der Lektüre, aus der Erinnerung, oder man hat einen Gedanken einfach im Kopf, als sei er von einem guten Dämon eingeflüstert worden. Dabei kann es freilich nicht bleiben, jetzt beginnt die Arbeit. Ein Konzept muss her. Wir erfahren die irrationale Ordnung der Musik, ihre produktive Bedrängnis, aber wir komponieren in der grammatischen Zeit der vollendeten Zukunft. Die schwierige Entscheidung für eine schier unendliche Auswahl an Klängen, Tonhöhen. Nicht-definierte Töne, wie kann ich sie notieren? Der Stift denkt mit; vielleicht leistet er die eigentliche Arbeit. Den Kern eines jeden Instruments neu rahmen. Aufmerksam

für die Klänge an ihren Rändern, eine Trompete im Oberton reisen lassen durch dichte Wolken fragiler Töne. Ihre Muster sind eine Brechung der chromatischen Schwingung. Die Stimme – ich meine keineswegs nur die menschliche –, ihre Geschwindigkeit. Sie mit der inneren Stimme koordinieren. Damit setze ich meine Klangfingerabdrücke. Melodie entsteht unter der Hand, absichtslos. Wenn ich beginne, denke ich nicht an Tonalität, aber ich verbinde Töne; sie werden zu Verbündeten in einer sich von Element zu Element entwickelnden Großform, das ist vielleicht episches Erzählen, die Urform. Ein langer Weg in kleinen Schritten, und ich kann nicht aufhören, ihn zu gehen. Nicht wie ein Flaneur; sondern wie jemand, der immer hinter die nächste Ecke schauen möchte. Das Gegenteil von Extravaganz. Intravaganz, gibt es die? Die Blätter der Partitur haben eine Rückseite, und was befindet sich dort? Nichts. Keine Noten. Stille. Diese Stille, dieses Nichts, immer mitspielen, sage ich den Musikern. Das Blatt ist eine Membran, durchlässig für die tönende Vorderseite und das stumme Dahinter. Der öffentliche Raum und die persönliche Stille; diese Stille der Musiker und ihrer Instrumente möchte ich hörbar machen. Mit der Elektronik können wir Millionen von Tönen in einer Sekunde unterbringen. Wenn wir wollen. Wir sind zu einer Schaltung gekommen, deren komplexe Verknüpfungen die Nahtstellen, an denen wir noch eingreifen können, überdecken. Nur 'nen Tacken zu viel drehen, und der Filter wird zum Generator. Bei mir ist das Verstummen immer präsent. Das letzte Verstummen. Ich bin ein alter Mann, noch im Röhrenzeitalter groß geworden, na gut, nicht sehr groß. Aber meinen ersten Röhrenverstärker habe ich selbst gebaut, seine Hitze hat auf mich abgestrahlt. Und nun steckt ein viel leistungsfähigerer Verstärker in einem winzigen Chip, wie ihn kein Bastler bauen kann. Sie hatten eine Frage?

Student: Sollten wir nicht bei allem, was wir tun, überlegen, wie wir als Musiker dazu beitragen können, eine Klimakatastrophe zu verhindern?

Die Frage passte nicht in den vorgesehenen Verlauf seiner Ausführungen. Doch früher oder später musste sie kommen. Sie traf ihn nicht unvorbereitet.

Selbstverständlich, sagte er. Und es sind dazu ja auch bereits die verschiedensten Überlegungen angestellt worden. Zumindest kann man sagen: Musikhören schult die Aufmerksamkeit. Durchs Hören sensibilisieren wir uns für Nuancen und Unterschiede, die hilfreich sein können, wenn wir sie auch auf andere Lebensbereiche anwenden. Zum Beispiel auf unseren Umgang mit der Natur. Aber das gilt für andere Künste ebenso. Für die Betrachtung und Interpretation von Bildern, für das Lesen von Lyrik und Romanen ... Andere Gattungen mögen es leichter haben, eine Antwort zu finden, als unsere abstrakte Musik. Ein Filmemacher zum Beispiel könnte mit Bildern antworten, die deutlichere Botschaften aussenden. Auch ein Schriftsteller kann direkter zu dem Thema Stellung nehmen. Freilich könnten auch Sie einen Tsunami komponieren, eine Wall of Sounds, die räumlich auf das Auditorium zurollt, eine Flutwelle, die sich aufbäumt und den Konzertbesucher mitreißt, dass er nicht weiß, wie ihm geschieht. Aber würde er sofort an den menschengemachten Klimawandel denken? Sie können musikalisch die trockene Hitze über einer verwüsteten Erde flirren und gleich nebenan den Sintflutregen eines Sturmtiefs stattfinden lassen. Aber woher soll der Zuhörer wissen, dass es sich nicht um eine romantische Bergwanderung handelt, bei der unser Held in ein Unwetter gerät? Letztlich sind es dann doch wieder Worte – der Titel, der Programmtext –, womit wir uns verständlich machen.

Sie können Gustav Mahlers *Lied von der Erde* in einer kongolesischen Cobaltmine, wenn man Sie hineinlässt, oder Ihr eigenes trauriges Lied von der Erde in den Narben des verwundeten Planeten

aufführen. Wie viel ökologischer es ist, minimalistisch zu arbeiten, muss ich Ihnen nicht erklären. Orchester, die um die Welt jetten, verbrauchen Energie. Am meisten schonen Sie die Umwelt, wenn Sie gar nicht arbeiten. Wenn wir gar nicht lebten. Aber wenn schon – fragen Sie sich vielleicht beim Kauf Ihrer nächsten Gitarre oder Geige oder Blockflöte: Müssen dazu unbedingt tropische Edelhölzer geschlagen werden? Oder tut es auch die heimische Erle? Bearbeitet im Thermoholz-Verfahren. Testen Sie den Klang. Ich komme aus der reduzierten Welt des Analogens, spüre noch immer ihren Sog ins Offene.

Mit Tonband hatte es begonnen. Schnipsel an der Wäscheleine. Eine Wäscheleine reichte dann nicht mehr aus, und am Ende saß er auf seinem Drehstuhl wie eine Spinne in ihrem Netz. Umgeben von Streifen stummer Musik, die nur das Gerät zum Klingen bringen konnte. Sein neues Instrument. Er vernachlässigte Klavier und Klarinette. Tonband, Mikrofon, Verstärker, Lautsprecher waren nun seine Instrumente. Daraus machte er eine Wissenschaft, oder griff das Wissen auf, das andere formuliert hatten. Das jahrelange Übenübenüben wich dem Experiment.

Sein Opus 2 – welchen Quatsch er damals verzapft hatte. Das musste er seinen Studenten nicht mitteilen. Sollten sie es recherchieren, wenn sie wollten. Oder hatten sie es längst? Dass es überhaupt etwas so Irrwitziges wie Musik gab, das konnte kein vernünftiger Mensch erklären.

Ist Ihnen nicht gut, fragte eine Studentin.

Er versuchte, den Faden wieder aufzunehmen.

3 Atlantik und Schwimmbad (adagietto)

Ein Kind zeugen – die Notwendigkeit hatte er früh erkannt. Als Student war er wochenlang mit dem Rad, an dessen Gepäckträger zwei schwere Leinen-Satteltaschen hingen, durch Frankreich gefahren, hatte sein Zelt verborgen in der Landschaft aufgeschlagen. Nach einem späten Kaffee lag er eines Nachts wach, eingebettet in die Natur, hörte den anbrandenden Atlantik; der Sternenhimmel schimmerte durch die blaue Zeltwand. Er spürte das Vergehen der Zeit, sah ihr Ende. Sein Ende. Irgendwann, aber sicher. Ihm wurde klar, dass er sich nicht so aus dem Leben schleichen konnte. Ohne etwas zurückzulassen, das weiterlebte, ein Kind, mindestens eins. Aus dem Nichts schien diese plötzliche Einsicht zu kommen, ebenso göltig und abstrakt wie die angeblich chinesische Lebensregel – Baum pflanzen, Buch schreiben, Kind zeugen. Weit und breit war keine Frau in Sicht. Doch die Vorstellung, ein Kind hinterlassen zu sollen, beherrschte ihn seit dieser Nacht.

Den Ursprung der Idee ortete er nicht in sich selbst. Sie kam von außen, aber nicht aus der Umgebung, nicht aus der Familie, deren Erwartungen er meinte erfüllen zu müssen. Auch Lektüreeinflüsse erklärten nichts. Vielleicht forderten die Aminosäuren ihr Recht: Wir wollen weiterleben, während dein Körper vermodert. Verschaffe uns die Möglichkeit.

Seit jener Nacht im Zelt an der Atlantikküste war er mehrfach kurz vor der Zeugung gewesen. Im Grunde achtunddreißig Jahre lang immer kurz vor der Zeugung. Es waren nicht die Bilder eines kleinen Schreihalses oder vergnügt umherspringender Zwerge, die sich in seinem Kopf festgesetzt hatten. Auch nicht der Gedanke an Windelwechseln, Kinderkrankheiten, Einschulung oder Hausaufgabenbetreuung – wenngleich das alles dazugehörte und er sich im Ernstfall

seinen Aufgaben stellen würde. Es war die Idee von Fortpflanzung und Weitergabe seines Erbguts. Er war nicht so verrückt zu behaupten, der genetische Code seiner Körperzellen habe zu ihm gesprochen. Oder gar du. Oder warst du es, der sich da gemeldet hat?

Ich sitze am Ufer des Wolfssees im Schatten, genieße die leichte Brise und den blauen Himmel mit nur wenigen Wölkchen. Umgeben von fröhlichem Kindergeschrei, sitze ich im flachen Wasser, dort, wo ein künstlicher Bach aus einem Wasserbecken in den See plätschert und sich besonders viele Fische tummeln. Wenn mich nicht alles täuscht, sind es Gründlinge. Kennst du das Märchen von einem, der auszog das Fürchten zu lernen? Ich hätte es dir irgendwann vorgelesen. Ein junger Mann fürchtet sich vor nichts, knüpft die Gehängten vom Galgen ab, kegelt mit den Schädeln von Toten, stößt ein falsches Gespenst die Treppe hinunter, klemmt den Bart des Riesen ein, der ihn ermorden will. Er fürchtet keine Spukkammern und dunklen Verließe. Doch als er als Belohnung für seine Furchtlosigkeit die Tochter des Königs zur Frau bekommt, rät die Magd ihrer Herrin, dem schlafenden jungen Mann, der sich nicht fürchten kann, einen Eimer mit Fischen, Gründlingen, ins Bett zu kippen. Die springenden, zappelnden Fische an seinem Körper versetzen ihn in Panik.

Es ist aber keine Mutprobe, wenn ich mich zwischen die kleinen glitschigen Schwimmer ins Wasser setze. Zumal sie sich niemals so sehr nähern, dass eine Berührung droht. Ihr Tanz, so dicht an meinen Beinen, ist für mich ein seltenes Schauspiel. Ich würde nicht nach den Fischen greifen, wie die Kinder, die sie mit ihren Händen zu fangen versuchen. Ein Junge, vielleicht vier oder fünf Jahre alt, schimpft mit seinem Schwesterchen, weil es nicht anglergerecht still neben ihm im Wasser verharrt, sondern sich schnell bewegt und mit der flachen Hand auf die Wasserfläche schlägt. Er ist ganz ernsthafter Wissen-

schaftler, erfahrener Stalker und natürlich der Boss bei der Erkundung des Unterwasserlebens.

Wärst du so wie er? Oder wie der Kleine, der dort in einem blauen Frottee-Cape mit aufgesetzter Kapuze auf den See zutapst und von der jungen Mutter zurückgehalten wird? Vielleicht wären mir Zwillinge gelungen wie die, die dort im Tandemwagen über die Wiese geschoben werden, beide in pink-weiß-geblühten Kleidchen, beide mit lustigen Sonnenbrillen, das eine Kind hat sie verkehrt herum aufgesetzt, mit der Wölbung für die Nase nach oben. Ich muss jetzt Muscheln sammeln, sagt eine fiepsige Stimme neben meinem Ohr, und ein Mädchen streckt mir eine kleine geriffelte Kalkmuschel entgegen. Muscheln hier, an dem Binnensee, mehr als zweihundert Kilometer vom nächsten Meer? Was Kinder alles entdecken. Und das alles habe ich dir verwehrt, Fische jagen, Muscheln und glatte Steine sammeln. Mit anderen Kindern, vertraut, als würdet ihr euch ewig kennen, in Sprachen, die ihr sprechend erst erschafft, die Welt diskutieren. Euch streiten, wundern, und dabei in jeder Sekunde Neues lernen. Das verpasst du, weil ich dich nicht gezeugt habe. Weil ich mich mit keiner deiner möglichen Mütter habe einigen können.

In meiner Kindheit war das alles hier ein Abbaugelände irgendeines Rohstoffs. Kohle nicht, aber vielleicht Sand oder Schotter. Der Wolfsee war ein Baggersee, in dem niemand baden konnte. Schwimmen lernte ich im Hallenbad mit Chlorgeruch, nicht zwischen Fischen. Kindheit, hatte ich so etwas? Ich bin bereits ziemlich alt zu einer eher jungen Zeit auf die Welt gekommen. Aber in jedem Sommer fahren wir nach Oberbayern. Abfahrt um fünf Uhr morgens, immer aus dem Schlaf gerissen, damit wir mit dem VW Käfer vor dem Abendessen in der Pension waren. Jedes Mal ein ganzer Tag auf der Rückbank neben der Kühltasche und einer Luftmatratze mit dem unauslöschlichen Geruch nach Gummi, das mit einer Schicht Baumwolle beklebt war, blau und rot. Diese schwimmende Matratze – drei Kammern mit

einem etwas höheren Kopfteil – wurde dann stundenlang, so kam es mir vor, mit einem viel zu kleinen Blasebalg im bayerischen Strandbad aufgepumpt, bevor ich bäuchlings liegend ins Wasser blicken und vielleicht Fische entdecken konnte. Zwingsee, fällt mir jetzt wieder ein, hieß der. Mit Blick auf den Falkenstein.

Meine Eltern haben sich Mühe gegeben, mir so etwas wie Kindheit zu bereiten. Die Ersparnisse eines arbeitsreichen Jahres gab mein Vater in drei Wochen in Bayern aus. Trotzdem fehlten mir andere Kinder. Oder sie fehlten mir nicht. Die ich kennenlernte, interessierten mich fast nie. Wäre das bei heutigen Kindern anders? Ein Krokodil, einen Delphin und ein Plastikkajak tragen sie aus dem Familienpanzer vom Parkplatz direkt ins Bad und müssen ihre schwimmende Unterlage nicht erst mühsam aufpumpen. Hättest du eine vergnügtere Kindheit erleben können als ich? Vielleicht. Aber für dich geht es nicht nur um ein bisschen Spaß, für dich geht es ums Ganze. Um dein Leben, das dir versagt blieb.

Wäre es uns Männern gegeben, rede ich mir ein, selbst Kinder austragen, und würden wir keine Frau dazu benötigen – ich glaube, ich hätte mich zur alleinerziehenden Vaterschaft entschlossen. Wobei das mit der Erziehung relativ ist. Kinder brauchen eigentlich keine Erziehung. Als Vater muss ich lediglich achtgeben, dass du nicht auf die Balkonbrüstung kletterst, und sollte überhaupt immer wissen, wo du dich gerade befindest, das genügt doch, nicht wahr? Jetzt würdest du fasziniert den kleinen Fischschwarm betrachten, während ich in deiner Nähe im walddreichen Naherholungsgebiet am Ufer des Wolfssees sitze und mir klar wird: Die Fische im Wasser beobachten zu können, ist der Sinn. Einen anderen gibt es nicht.

Ich könnte aufrechnen, was dir erspart geblieben ist, und was du verpasst hast. Natürlich wäre das keine echte Rechnung. Die paar echten Freuden wiegen viel auf. Wie soll ich wissen, was du noch alles erlebt hättest? Kinder erzählen ihren Eltern nicht alles. Und du

würdest mich hoffentlich um viele Jahrzehnte überleben. Du könntest mir berichten, was ich alles nicht mehr erleben konnte. Die Zukunft nach mir. So wie ich meinem toten Vater erzählt habe, wer 2006 Fußball-Weltmeister geworden ist. Und Wichtigeres. Seid ihr Ungeborenen nicht so etwas wie Geister, die alles wissen?